

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 3 (1961)

Artikel: Kultur der Dorfgemeinschaft
Autor: Thürer, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-555554>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kultur der Dorfgemeinschaft

VON GEORG THÜRER, TEUFEN

Und so pflegen wir die Schollen,
Streuen wieder Frucht und Saat. —
Segne du mit immervollen
Händen unsre schwache Tat.

Aus der «Frühlingsbitte»
von Martin Schmid

Ein Sommerabend führt die evangelischen Geistlichen aus Bündens Tälern mit den einheimischen Dorfleuten hier hoch über der Albula zusammen, und ich darf bei dieser Zusammenkunft ein Wort sagen, das uns zur Besinnung auf einige Grund- und Gewissensfragen der Dorfkultur führen soll. Herzlich danke ich Ihnen, Herr Dekan, und allen Pfarrherren vom vorbereitenden Kapitel Davos-Greifensee für das Vertrauen, das Sie mir mit diesem Auftrag entgegenbringen. Als diese Anfrage an mich erging, wagte ich nicht, nein zu sagen, wiewohl es auf meinem Arbeitstische aussah wie im Liede «Wo Berge sich erheben». Der Ausdruck «Synode in Filisur» ist nämlich im Hause, in dem ich aufwuchs, stets ein Begriff gewesen, mehr noch: ein eigentlicher Grundstein. Es war nämlich im Frühsommer des Jahres 1904, als ebenfalls hier in Filisur mein lieber Vater in die Synode aufgenommen wurde, um nachher als Pfarrer in Monstein zu amten, das damals noch keine Bahn im Talgrund hatte. Auf dieser Synode sah nun mein Vater hier unter diesem Dache in ihrem Elternhause «Zum weißen Kreuz» meine Mutter zum ersten Male. Ihr Onkel, Martin Accola, Pfarrer zu St. Johann in Davos-Platz, traute das Paar zwei Jahre später in Reichenau-Tamins, wo mein Vater bald darauf seine zweite Bündner Pfarrei antrat, wo mein älterer Bruder und ich geboren wurden und wo unsere

Eltern vor drei Jahren ihre goldene Hochzeit feierten. Ist es nicht eine große Gnade Gottes, daß die beiden jungen Brautleute von 1904 heute, nach 55 Jahren und wiederum hier im Albulatal, noch gesund, froh und dankbar unter uns sein dürfen?

Mein Vater war auf einem einsamen Hofe, meine Mutter aber inmitten einer sehr enggeschlossenen Dorfgemeinschaft aufgewachsen. Filisur zeigt sich ja dem Wanderer, der aus den Tälern des Rheins dem Engadin zustrebt, als erste Gemeinde, welche schon im Baubild von einer herrlichen Geschlossenheit ist. Da stehen rund zwei Dutzend prachtvolle Engadinerhäuser, von denen jedes den Satz der Kunstgeschichte bestätigen könnte, daß das Engadinerhaus das rassigste Schweizerhaus sei. Aber auch in ihrer Gesamtheit bilden diese Häuser Straßen, Gruppen und Plätze, wo der Wanderer gerne bewundernd stehen bliebe, wenn ihn der mächtig brausende Verkehr nicht auf die Seite drängte. In den Erzählungen meiner Mutter war auch das Dorfleben, wie es namentlich die Jungmannschaft leitete, ein schönes Zusammenspiel der einzelnen mit der Dorfgemeinschaft: Arbeit und Feierabend, Kirchgang und Spiel führten die Menschen immer wieder zusammen, und der einzelne fühlte sich aufgehoben in der Reihe, im Leben aller. Man kannte sich, man half einander, man feierte gemeinsam, und wenn der Tod in ein Haus trat, so trauerte das ganze Dorf. Da gab es eine alte Frau, die alle Geburtstage wußte und frühmorgens zum Glückwünschen an die Türen pochte, und da lebte der letzte Bärenjäger des Albulatales, der aber doch Angst vor dem Photographieren hatte. Es gab viele Originale; denn die Menschen waren damals noch nicht nach einer Allerweltsmode

abgeschliffen. Gewiß gab es auch die Mißgünstigen, Zleidwärcher und andere solche Leute, welche glaubten, unverdient auf der Schatten-seite des Lebens zu stehen, sich an andern schadlos zu halten gedachten und dabei nur selber tiefer in den Schatten versanken. Kein Dorf ist ja eine Siedlung von Engeln, und keines liegt hoffnungslos im Vorfeld der Hölle. Es gibt aber, um mit Ortsnamen der Karte Gotthelfs zu sprechen, Gemeinden, die «Unverstand» heißen wie der Ort, in dem der «Bauernspiegel» beginnt, und andere Orte, die man Liebiwil heißen möchte wie die Stätte, wo der Kreis von «Geld und Geist» beginnt und sich schließt. Pater Alexander Lozza aus dem Oberhalbstein hat den Gegensatz des schönen Anscheins und des wirklichen, unerfreulichen Verhaltens in zwei Gedichten gekennzeichnet, die Leza Uffer übersetzte:

Poesie

Das weiße Dorf ist hingebreitet
als hätt' ein Maler es erdacht.
Von Dach zu Dach ein Räuchlein gleitet,
Hoch oben blauer Himmel lacht.

Prosa

Gestern hat Fluregn geschrieben:
«Durchgang ist hier untersagt.»
Heut schalt Mengia, wutgetrieben,
«böses Weibsbild» ihre Magd.
Morgen Jörg und Klaus sich streiten
vor Gericht um Kleinigkeiten.

Da wir nun glauben, daß in jeder Gemeinde ein besseres «Wir» schlummert, das erweckt werden kann, denken wir über das Wesen der Dorfkultur nach, und zwar in der Hoffnung, es geschehe zur inneren Freude, vielleicht gar zum Heil der Dörfer unserer lieben Bündner Heimat.

Was ist Kultur? Das Wort kommt aus dem Lateinischen und heißt «Pflege». Die Römer brauchten es in zweierlei Sinn. Sie sprachen von der cultura agri. Das Wort ist uns in diesem Sinn als Agrikultur geläufig geblieben. Die Pflege des Ackers und der Fluren überhaupt ist in die Sprache des Bauern eingegangen, wenn er z. B. sagt: «Die Kulturen stehen

gut», d. h. die bebauten Felder versprechen eine gute Ernte.

Die Römer brauchten das Wort cultura aber noch in einem anderen Sinn. Sie redeten von der cultura animi oder animae und bezeichneten damit die Pflege des Geistes, der Seele, sagen wir kurz: das Innenleben. Wenn wir vom kirchlichen Kultus sprechen, so denken wir dabei besonders an alles, was mit Gottesdienst zusammenhängt. Der Kultusminister eines Staates betreut im Gegensatz zu den politischen, militärischen oder wirtschaftlichen Aufgaben die Fragen von Schule und Wissenschaft, Kunst und Religion. Dabei kann man allerdings diese Gebiete nicht so scharf von jenen trennen, daß sie nichts mit Kultur zu tun hätten oder daß die Pflege der Kultur keiner Politik bedürfte. Wir sprechen ja auch z. B. von politischer Kultur und auch von Kulturpolitik. Eine echte und lebendige Kultur hat das gesamte Leben, also auch den politischen und den wirtschaftlichen Alltag zu durchdringen. Die Kultur eines Volkes bedeutet seinen gesamten lebendigen Bestand an Gütern aus dem Bereich des Wahren, des Guten, des Schönen und Heiligen. Sage ich von einem Menschen, er habe Kultur, so meine ich, er habe Sinn für Wissenschaft und geistige Fragen, für Recht und Gerechtigkeit, für das Schöne in Natur und Kunst, auch für gepflegte Formen in Umgang und Rede, und seine Verantwortung für das Zusammenleben reiche hinauf bis zum Heiligen; denn die Seele aller Kultur ist doch die Kultur der Seele. Gilt doch auch für das Sammeln kultureller Güter und die Umschau in der Welt der Kultur das wegleitende Wort der Heiligen Schrift: «Was hülfte es dem Menschen, wenn er alle Welt gewänne, litte aber Schaden an seiner Seele!» So kann sich ein reicher Mann von seinem Innenarchitekten mit großen Kostbarkeiten aus der Welt der Griechen und Azteken, der Renaissance und des Impressionismus umgeben lassen; wenn er aber nicht in der Lage ist, diese Güter in einen fruchtbaren Lebenszusammenhang einzubeziehen, so hat er weniger Kultur als der Bergbauer, der einen Schrank in Ehren hält, an dem sein Vorfahre einmal einen Winter lang arbeitete,

bis das Werk dastand, gediegen, praktisch, persönlich, als etwas, das seinen Meister überdauert.

Nach diesen Bemerkungen über das Wesen der Kultur wenden wir uns dem Dorfe zu. Was ist ein Dorf? Äußerlich gesehen ist es eine Ansammlung von Häusern im Kern der Siedlung, meistens mit Höfen ringsum, ein Mittelding zwischen dem kleinern Weiler und der größern Stadt, wobei im Bündnerlande die freien Walser lieber auf zerstreuten Höfen und die Romanen lieber in geschlossenen Dörfern wohnten, und diese Siedlungsweise hat wohl auch den Romanen etwas geselliger als den einsamer wohnenden alemannischen Hofbauern werden lassen. Verwandt mit der Bauart des Engadins, aber mit unverkennbar eigenen Zügen ist der Stil der Südtäler — man denke an den vornehm-kraftvollen Borgo-Poschiavo.

Blicken wir aber ins innere Wesen des Dorfes, in das Dorfleben oder in die Seele des Dorfes, so stehen wir sofort vor den Fragen der Dorfkultur. Ein Dorf ist nicht nur die Summe seiner Bewohner oder die Größe seiner Fläche, sondern eine Lebensgemeinschaft, in der man froh und frei leben kann oder innerlich gequält leben muß — es kommt auf den Dorfgeist an, der aber nicht eine ein für allemal feststehende Größe ist, sondern den wir alle mitformen.

In der Schweiz spielt das Dorf eine überaus große Rolle. Von fünf Schweizern leben noch drei in Dörfern und nur zwei in Städten, wenn wir darunter Gemeinwesen von 10 000 und mehr Einwohnern verstehen. Zieht man die Grenze der großen und der kleinen Ortschaften bei 5000, so wohnen nach der letzten Schätzung genau gleich viele Schweizer in der ersten wie in der zweiten Gruppe. Für Graubünden wäre natürlich das Verhältnis noch viel günstiger für die kleinen Dörfer; denn es gibt ja nur zwei Gemeinden, die Stadt Chur und die Landschaft Davos, mit mehr als 5000 Einwohnern; beide zusammen stellen aber nicht einmal einen Viertel des Bündnervolkes dar. Graubünden hat also noch, was wir als Glück schätzen sollen, überblickbare Verhältnisse in seinen über zweihundert Gemeinden.

Man nennt die Schweiz nicht ungern die «Nation der Gemeinden». Damit will man zum Ausdruck bringen, daß unsere rund 3000 Gemeinden eine große politische Bedeutung haben. Die Gemeinden haben natürlich bei uns wie im Ausland Aufgaben, welche ihnen der Staat zuscheidet. Sie müssen z. B. die Nationalratswahlen durchführen, oder sie hatten im Kriege Rationierungsmarken abzugeben und den Anbau anzuordnen. Neben solchen und andern übertragenen Aufgaben aber haben die Schweizer Gemeinden noch sehr viele und weitreichende eigene Aufgaben. Man denke an den Bau von Wegen und Brücken, Schulhäusern und Kindergärten, an Wildbachverbauungen und an die Wahl der kommunalen Behörden. Wir wählen z. B. den Gemeindepräsidenten, während in den meisten Ländern der Bürgermeister vom Staate ernannt wird. Wir haben neben eidgenössischen und kantonalen auch reine Gemeindeabstimmungen, wo wir mit dem Stimmzettel in der Hand ja und nein sagen, was sonst auf der Welt fast nirgends vorkommt. Diese politische Bedeutung gibt unsern Gemeinden einen gesunden Stolz, der aus der Freude an der eigenen Verantwortung her stammt.

Daneben gibt es allerdings noch einen ungesunden Dorfgeist, der aus Überheblichkeit kommt und daher verwerflich ist. Im St. Galler Rheintal läuft gegenwärtig ein Prozeß, in dem einem Manne vorgeworfen wurde, er habe noch einen nassen Heimatschein, weil seine Familie «erst» seit 85 Jahren im betreffenden Städtchen eingebürgert ist. Weiter oben am gleichen Rhein und schon auf Bündnerboden soll eine Gemeinde zur Zeit der selbstherrlichen Hochgerichte Alt Fry Rätians bei der Einweihung eines Galgens gesagt haben: «Der Galge isch dä nu für ünsch und ünschi Kindeskind; da kunnt nid jede fremde Halung ghengt.» Oft ist auch der Zugezogene von der Mitwirkung in viel höherem und härterem Maß ausgeschlossen, als es der Wahrung eines gesunden Ortsgeistes förderlich wäre. Dabei muß das Dorf, auch das Gebirgsdorf, die Frage der raschen und freundlichen Eingliederung der Zugezogenen lösen. Es ist darauf angewie-

sen, gerade weil ja viele Einheimische aus mancherlei Gründen wegziehen. Seit der Einführung der Bundesverfassung von 1848, welche die Niederlassungsfreiheit und damit die Freizügigkeit brachte, hat fast die Hälfte aller Schweizerdörfer an Einwohnerzahl verloren, während doch das ganze Volk seine Zahl mehr als verdoppelt hat. Im Kanton Tessin haben z. B. von den 90 Gemeinden in Berglagen in den letzten hundert Jahren nicht weniger als 88 Dörfer an Bevölkerung abgenommen. In Graubünden sind die Verhältnisse zum Glück nicht so kraß, und es gibt auch Beispiele — denken Sie an Davos, Arosa und St. Moritz —, wo die Bevölkerung sich in der gleichen Zeit und gerade dank der Berglage mit ihrer gesundheitlichen und sportlichen Gunst verzehnfacht, im Falle von Arosa für den Winter wohl verhundertfacht hat, woraus sich aber wiederum ganz neue Probleme ergeben.

Immerhin stellt sich auch für Graubünden die sehr ernste Frage: Was tun wir, um unsern Dörfern das Dorfvolk zu erhalten, daß die Jugend und gerade auch die unternehmendsten in ihrer Mitte das Dorf nicht nur als Absprungbrett betrachten, sondern hier bleiben oder nach Jahren, in denen sie auswärtige Verhältnisse kennen lernten, hierher zurückkommen möchten? Ohne junges Dorfvolk hört die Dorfkultur eines Tages von selbst auf, und wir wollen doch nicht, daß unsere Bündner Dörfer ähnlich Dutzenden von Dörfern z. B. im Süden Frankreichs, wo man dem Tanz um Paris erlag, zu Ruinenfeldern werden. Unsere Vorfahren haben die Zwingburgen auf den Felsen erobert und zerstört, daß die Dörfer der grauen Puren frei würden. Soll nun der Pur souverän nach Jahrhunderten diese Dörfer veröden sehen, weil er mit den Aufgaben, die seine Zeit ihm stellt, nicht fertig wird? Der Bündner hat das feudale Zeitalter überwunden; er muß auch das technische Zeitalter meistern, nicht indem er die Technik ablehnt, sondern indem er sie sinnvoll in seinen Dienst nimmt.

An dieser Stelle möchte ich das Wort allerdings einem Manne abtreten, der aus eigener Erfahrung besser Bescheid weiß als ich Nicht-

fachmann. Allein wenn dieser Hinweis auf die wirtschaftliche Lebensgrundlage wegbliebe, so hätte manches, was ich nachher sagen möchte, buchstäblich zu wenig Boden unter den Füßen. Der Boden muß verbessert werden, sei es mit Hilfe der öffentlichen Hand, sei es aber auch aus eigenem Antrieb. Der Bauerndichter Alfred Huggenberger, der aus einer armen Kleinbauernfamilie stammte, hat schon mit 18 Jahren schlechten Boden erworben und ihn ohne staatlichen Zustupf in nimmermüder Arbeit entsumpft, und dieser Leistung verdankte er es, daß er mit 40 Jahren 30 Stück Großvieh und 3 Pferde hatte.

In den Bergkantonen Graubünden, Wallis und Tessin sind die Güter z. T. infolge des Erbrechtes arg zerstückelt; in Graubünden und im Wallis zerfällt ein Gutsbetrieb im Durchschnitt in 20 und im Tessin gar in 28 Teile. Was für eine Zeit wird doch verlaufen und verfahren, und wie groß ist da und dort der Aufwand für Ställe, die bei einer sinnvollen Güterzusammenlegung wegbleiben könnten! Der Zusammenzug solcher Splitter ist ein Gebot der Stunde. Ich kenne eine St. Galler Gemeinde, in welcher die durchschnittliche Zahl von Grundstücken eines Betriebes von 9 auf 1,6 gesenkt werden konnte. Die Güterzusammenlegung ist oft eine Vorbedingung für eine Mechanisierung und Rationalisierung des Betriebes. Der Bauer muß heute mit der Technik einigermaßen Schritt halten. Es hat aber keinen Sinn, daß man ihm Maschinen aufschwätzt, die er nicht recht handhaben und somit auch nicht auswerten kann. Eine unsern Verhältnissen angemessene Betriebsberatung und Anlernung könnte sehr wertvoll sein. Sie ist um so nötiger, weil die meisten landwirtschaftlichen Maschinen, im Gegensatz zu denjenigen des Handwerks und der Industrie, ja nur wenige Wochen im Jahr im Betrieb sind. Die Mähmaschine arbeitet jährlich kaum zwei Monate, die Fräse des Schreiners oder die Maschine einer Textilfabrik aber das ganze Jahr. Und dem Ausleihen landwirtschaftlicher Maschinen sind naturgemäß Grenzen gesetzt. Wohl kann winters auch eine mechanische Säge zwischen zehn Nachbarn den Kehr ma-

chen, die Mähmaschine aber braucht jeder Bauer in den sommerlichen Schönwetterwochen. Immerhin könnte mit der gemeinsamen Anschaffung einer Maschine noch sehr viel erreicht werden, vorausgesetzt, daß die rechte Gesinnung und die rechte Hilfgemeinschaft am Werke sind. Und damit sind wir unmerklich zur Dorfkultur zurückgekehrt.

Das schlimmste Übel ist wohl, daß das Dorf oder doch sehr viele Dörfer im Glauben an ihre Aufgabe im Volksganzen zutiefst erschüttert sind. Da das Leben auf dem Lande, namentlich in Berglagen, in hohem Maße mit dem Bauerntum zusammenfällt, ist leider auch in unseren Alpentälern die Zuversicht, daß dieses Bauerntum wertvoll und im letzten Grunde lohnend sei, im Schwinden begriffen. Wohl rühmen die sommerlichen Gäste aus der Stadt die Naturnähe, die Ruhe, den gesunden Aufenthalt im Freien. Allein ihre Lobsprüche sind Ausdruck ihres Ferienglückes. Die Naturnähe ist inmitten blumiger Matten schöner, als wenn der Futterknecht mit klopfendem Herzen an einem tauigtrüben Tag den Lawinengang queren muß, und die Ruhe wird unheimlich, wenn, wie Pfarrer Zuan in einer auf-rüttelnden, verantwortungsbewußten Rechenschaft über «die wirtschaftliche Lage unseres Bergbauernstandes» schreibt, in einem Dorfe mit 72 bewohnbaren Bauernhäusern 21 leer stehen und 17 nur von einem oder zwei Greisen im Alter von über 60 Jahren bewohnt werden; auch ist der Aufenthalt im Freien im Wettersturm für manchen Alphirten minder gesund als für den Feriengast, der gemächlich von Gasthof zu Gasthof wandert. Die Lobsprüche der Städter zählen also nicht; denn so gut wie keiner von ihnen kommt ja herauf in das von ihnen so gelobte Land, um das ganze Jahr hindurch der von ihnen gepriesenen Vorzüge teilhaftig zu werden. Dabei dürfen wir von der Anteilnahme vieler Stadtfamilien am Bergbauernleben nicht gering denken. Wenn da und dort in unsern Tälern Familien mit 300 Franken für Schuhe und Kleider im Jahre auskommen, so läßt es sich oft nur durch Spenden erklären, die aus dem Unterland stammen.

Der echte Bauer aber möchte nicht unter

die Bettler und die Almosenempfänger eingereiht werden. Er will sich durch seiner Hände Werk ernähren, kleiden und sein Heim erbauen und einrichten können. Er will, um mit Pestalozzi zu sprechen, nur jene Hilfe, womit er sich selber aufhelfen kann. Die Eidgenossenschaft ist es z. B. dem Bündner Bauer schuldig, daß ihm bei Bahn und Straße Sorgen erleichtert werden, die sich aus der Höhen- und der Randlage ergeben. Er wünscht, daß z. B. eine Arbeitsteilung eintrete, welche ihm die Aufzucht des Jungviehs als wichtigste Einnahmequelle einigermaßen sichert, und er soll dafür bereit sein, Hand zu Lösungen zu bieten, die es verhindern, daß bis zu 60 % seines Kraftaufwandes bloße Marschleistungen sind. Ja, das Ersinnen und das Durchführen solcher Lösungen sollten gerade zur lockenden Aufgabe aufgeschlossener junger Menschen werden, zum Grunde, daheim zu bleiben. Nationalrat Georg Sprecher spricht im Anschluß an die wirtschaftliche Elendsgrenze von der geistigen Elendsgrenze: «Im Berggebiet ist ein gewaltiger Bildungsrückstand festzustellen.» Es scheint ihm, als ob seit der Erschaffung des Bundesstaates dieses Berggebiet nur in untergeordneter Weise am allgemeinen Geistesleben teilgenommen habe. «Offensichtlich schritt die wirtschaftliche Entwicklung über diese Gebiete hinweg und beschleunigte die Abwanderung der geistig regsameren Substanz.» Mit der Forderung, es gelte hier, Jahrzehnte der Unterentwicklung nachzuholen, verbindet Sprecher die Einsicht in die Notwendigkeit, das Problem in seiner Ganzheit zu erfassen. Wir müssen Bauer, Betrieb, Familie und Gemeinde viel mehr als bisher als organische Ganzheit erfassen.

In diesem Zusammenhang wollen wir uns fragen: Was kann das Bündner Dorf aus sich heraus tun, damit das Leben im Dorfe so gestaltet werde, daß man sich in der Dorfgemeinschaft daheimfühlt?

Beginnen wir damit, daß wir das gute Bestehende erkennen und gesund erhalten. Es gibt Dörfer, in welchen die Knabenschaft das gesellige Leben noch trägt und prägt. Sie wacht über Brauchtum und Sitte, ordnet die

Tanzanlässe und die Theaterabende, nimmt am politischen Leben Anteil. Es gibt allerdings andere Dörfer, in denen die Knabenschaften in der Gefahr stehen, zu verhocken und zu verstocken. Da kann eine freundschaftliche Beratung ihrer Führer neues Leben erwecken. Im übrigen ist es das gute Recht der Jugend, einmal zu überborden, und ich möchte die Geistlichen bitten, den Eifer etwas zu dämpfen gegenüber jenen munteren Streichen, die nicht in böswillige Schädigungen ausarten. In einem Dorfe muß mitunter «etwas los» sein, sonst gerät es in den Verruf der Langeweile. Und man kann einem Dorfe nichts Schlimmeres nachsagen, als daß es ein «Kaff» sei.

Der «Betrieb» muß aber dörflich sein und darf nicht die Stadt zum Vorbild nehmen. Adolf Guggenbühl hat in seinem neuesten Werk seines Schweizer-Spiegel-Verlages: «Wie die Wohngemeinde zur Heimat wird», zwei Verstädterungen unterschieden. Die eine besteht im Zug nach der Stadt, in der Land- und Bergflucht: die Städte werden größer und größer, und die Dörfer schrumpfen. Die andere aber ist eine statistisch schwer zu erfassende Verstädterung, die darin besteht, daß das Dorf in Sprache, Tracht und allen Lebensformen die Stadt nachahmen will. So wird der Ortsgeist innerlich ausgehöhlt. Das Mädchen auf dem Lande, das alle Moden der Stadt mitmachen will, und der Bauernbursche, der sich heimlich nach der Bar sehnt, sind in sich lächerliche Figuren, und der Städter wird immer eifriger und berechtigter über die Landleute spotten, die sich städtisch aufspielen, als wenn sie sich zu ihrem Stande bekennen.

Nun gibt es allerdings Kulturkanäle, die das Bauernhaus erreichen so gut wie die Stadtwohnung. Ich denke z. B. an das Radio. Während früher die Dorfleute im Alpenland vielleicht in ihrem ganzen Leben nur ein einziges Beethoven-Konzert anhören konnten, können heute alle jede Woche in den Genuß einer solchen Darbietung kommen. Man hört in seiner Stube alle führenden Politiker, die besten Schauspieler, ausgesuchte Geistliche und Wissenschaftler. Und das, wohlverstanden, gegen eine Gebühr von rund 10 Rappen im Tag.

Wir wollen uns darüber freuen, daß in dieser Hinsicht der Bergbauer nicht hinter dem Städter zurückstehen muß. Freilich ist das Radioanhören zunächst passiv, und manchmal wird es vollends nur zum Geplätscher im Hintergrund einer Arbeit oder einer Schwätzerei. Das Radioanhören will gestaltet sein. So können die «neuesten Nachrichten» das Tischgespräch abwürgen oder aber anregen. Für die heimische Art kann der Sender Beromünster zur Gefahr werden. Wir schätzen es sehr, daß sich z. B. das Studio Zürich des Rätoromanischen sehr annimmt; aber die Tatsache, daß in Hunderten von Stuben, in welchen vor einem Menschenalter kein deutsches Wort gesprochen wurde, man die Nachrichten deutsch abhört und selbstverständlich eben gehörte Wendungen ins Gespräch aufnimmt, bedeutet für unsere liebe vierte Landessprache eine schleichende Gefahr.

Wie das Radio die Hausmusik nicht verdrängte, sondern anzuregen vermochte, so sollte es auch bei der Dorfmusik sein. Im allgemeinen pflegen die katholischen Gemeinden die Blechmusik eifriger, weil sie bei den Prozessionen feierlich mitzieht. Oft kommt es auf eine führende Persönlichkeit oder eine musikalische Familie an. So erinnere ich mich, wie am Eidg. Musikfest in St. Gallen eine stramme Musik eines kleinen Unterengadiner Dorfes einzog, deren Kerntrupp aus dem Vater, seinen fünf Söhnen und einem Enkel bestand. Es ist schade, daß die Uniformen unserer Musikannten in der Regel so gewählt werden, daß man, wenn sie ohne die glitzernden Instrumente daher kommen, nicht recht weiß, ob Offiziere oder Liftboys eine Tagung durchführen. Gewiß gibt es strahlende Ausnahmen, wie z. B. eine grauweißblau eingekleidete Bündner Dorfmusik. Wie kleidsam indessen eine schmucke Tracht ist, kann man bei unseren Nachbarn im Vorarlberg sehen.

Während die Dorfmusik namentlich Feste im Grünen verschönern oder auf unsern Plätzen spielen soll, möchten wir jedem Dorf auch eine Spielergruppe wünschen, welche die feine Kammermusik pflegt. Sie wird dann und wann in der Kirche spielen, vielleicht einen Dichter-

abend einleiten, und wie schön wäre es, wenn beim 60. Geburtstag eines Mannes, der sich um das Dorfleben verdient gemacht hat, ihm unversehens das kleine Quartett im Hof oder in der Cuort ein Ständchen brächte. Gewiß, König Motor der Große verscheucht mit seinem Dauerlärm die Stille, deren z. B. Mozarts «Kleine Nachtmusik» bedarf, aber es gibt doch immer noch ruhige Winkel, wohin man z. B. den zu ehrenden Mitbürger einladen und dort mit einem Ständchen überraschen könnte. Wir sind einfach zu wenig findig im Ausdenken solcher kleiner Feste, welche ohne große Aufmachung vor sich gehen.

Das gilt auch vom Gesangs- und Chorwesen. Im bereits erwähnten Buche von Guggenbühl wird ein Beispiel eines in die Irre gehenden «Chorbetriebes» angeführt. Da übte ein Gesangsverein eines kleinen Dorfes im Schulhause bei offenen Fenstern. Plötzlich aber wurden die Fenster barsch geschlossen. «Wir üben für ein Konzert; das fehlte gerade noch, daß jemand das Programm jetzt schon gratis anhören kann.» Lieber übte man in der drückend heißen Luft des Schulzimmers weiter, als sich die frische Abendluft und den Dorfgenossen die Lieder zu gönnen. Unsere Vereine «erarbeiten» ihre Lieder. Dagegen soll nichts gesagt sein, wenn nur Zeit und Lust bleiben, auch wieder etwa so zu singen, wie man es früher auf dem Bänklein tat, als in Bergün, im Münstertal und im Unterengadin die alten Lieder lebten, welche Gian Gianett Cloetta unlängst herausgegeben hat. Und was für schöne naturreine Stimmen man vernehmen kann, hörten wir vor wenigen Monaten am Radio, als die Lavinier neue Lieder nach den romanischen Worten Cloettas sangen, welche weitherum im Lande aufhorchen ließen. Wir wollen, wohlverstanden, das Kunstlied nicht aus unseren Dörfern verdrängen, aber wir wünschen eine Liedpflege des Mitsingens. Man sollte bei einem Dorfabend frei zusammenstehen und zusammensitzen und sich im Liede finden können, etwa so, wie wenn sich auf hoher Alp beim Eindämmern das Lied «Lueget vu Bärgh und Tal» von selbst anstimmt. Eines der schönsten Beispiele neuer Lied- und Tanzkunst bie-

ten Remigio Nussio und seine schmucken Puschlaverinnen.

Neben dem Gesangs- und Musikleben darf das Theaterleben nicht verkümmern. Unsere Bündner Dörfer haben günstige Voraussetzungen zu einem regen Bühnenleben mit eigenen Kräften. Die Wintermonate sind mit Arbeit nicht überlastet. Da und dort könnte man an altes Brauchtum anknüpfen, wie es z. B. bei den «Wildenmannli-Spielen» geschehen ist. In anderen Fällen bildet ein Jubiläum willkommene Gelegenheit, die Spielfreudigen zu sammeln und zu mustern. Von der großen Calvenfeier 1899, von der die Ältesten unter uns heute noch mit leuchtenden Augen erzählen, bis zu den letzten Feiern im Prättigau, im Lugnez und im Schams sah man, wie sehr ein Festspiel eine Feier vertiefen kann. Was unserem Bündnerlande fehlt, sind einige gute Heimatspiele in der einheimischen Mundart. Wieviel reicher daran ist doch z. B. das Bernbiet, wo das Heimatschutztheater so bahnbrechend gewirkt hat, daß viele unserer ostschweizerischen Vereine die gediegenen Stücke aus dem Berndeutsch übersetzen, was mit mehr oder weniger Erfolg gelingt. Das Bauernvolk wird meistens Stücke aus dem Bauernleben spielen. Es besteht aber das gesunde Bedürfnis, auch einmal aus seiner Haut hinauszufahren. Warum soll das Märchenspiel ausgeschlossen sein, in dem auch eine Bauerntochter einmal dem Wunsche, eine Prinzessin zu sein, nachleben darf? Unsere religiösen Jugendgruppen haben mit dem Laienspiel in das Theaterleben einen neuen unaturalistischen Ton gebracht, welcher mancher Bühne die Dimension der Höhe neu geschenkt hat und zeigt, was das ewige Wort im Alltag auszurichten vermag. Man erkannte auch, wie das Dichterwort die Hauptsache, die Ausstattung Nebensache ist. Operettenschmalz wollen wir nicht auf unser körniges Bauernbrot streichen.

Daß sich junge Menschen beim Theaterspiel, das bei guter Führung sehr erzieherisch wirken kann, so gut kennen und schätzen lernen, daß sie ihr Zusammenspiel auf das ganze Leben erstrecken möchten, wollen wir gern als erfreuliche Nebenerscheinung feststellen;

denn die Gelegenheiten zu ungezwungenem Kennenlernen der Burschen und Mädchen sind ja seit dem Absterben vieler Bräuche eher seltener geworden. — Hat einmal eine Spielschar ein gutes Stück eingeübt, so sollte sie es auch in andern Talschaften zeigen und andere Spielgruppen in ihr Dorf einladen können. So würde manches Dorf im Winter drei bis vier Stücke ansehen können. Je einfacher die Ausstattung, um so beweglicher wären unsere Spielgruppen, die übrigens von der «Schweizerischen Gesellschaft für das Volkstheater» gern und gut beraten werden.

Welch eine Freude, wenn bei einem Theaterabend oder einem Fest auch die Zuhörer in der Tracht erscheinen und so auf eine geheimnisvolle Weise das festliche Gefühl heben! In der Tracht bekennt sich ihr Träger oder ihre Trägerin zur Heimat. Die Trachtenleute sehen im Kleid der Heimat ein Ehrenkleid, und sie halten auf Ehre. Wie schal wären doch viele Feste ohne den Farbenzauber der Trachten! Man muß den Jubel an einem eidgenössischen Festtage erlebt haben, wenn das Hochrot der Engadinerinnen aufleuchtet, um nur eine Farbe unserer bunten Bündner Trachten zu erwähnen. Aber auch der schlichte blaue Kittel der Prättigauer Bauern ist schmuck.

Halten wir auch der Dorfmundart die Treue! Es sollte jedes Dorf eine kleine Sammlung von Geschichten oder Schilderungen in der Dorfmundart anlegen. Sie können, wie im neuen Buche Arnold Büchis, immer wieder vom Totavolch erzählen. Es sollten aber auch träge Redensarten, gute Witze, Wetterregeln und kleine Ansprachen dabei sein. Vielleicht wird der Lehrer zwanzig, dreißig Blätter in der Schule vervielfältigen und auswärts wohnenden Bürgern zustellen. Der Dank würde vielmehr zurückkommen. Vielleicht wäre sogar ein gutes Gedicht darunter. Unsere Mundart ist ja oft schon an und für sich poetisch. Wenn der Prättigauer beim Einwintern sagt: «Der im wyße Mänteli isch cho», so liegt darin ein dichterischer Kern verborgen. Und eine junge Davoserin fand in einem schönen Spiel für den Gedanken, es werde sich etwas herausstellen, das frühlingshafte Bild: «I han albig ge-

daicht, a's' noch so usaberi»! Auf Davos wohnt auch der Mann, der uns vor wenigen Wochen ein prachtvolles Heimatbuch «Vom Bündnervolk und Bündnerland» in die Hände gelegt hat. Der erfahrene Lehrer Josias Hartmann breitet darin seine Lebensernte im Dienste der Heimatkunde vor der Jugend unserer rätschen Alpenwelt aus. Es ist eine wahre Schatzkammer des Wissenswerten, Erhaltungswürdigen und gedrängt voller Anregung für jeden, der im Dienste der Dorfkultur etwas leisten will.

In manchen Tälern bewahrt ein Heimatmuseum die Zeugnisse der Vergangenheit vor dem Verkauf ins Ausland oder dem Verbrennen im eigenen Hausstand. Etliche dieser Museen sind aber in der Gefahr des Verstaubens. Es herrscht eine muffige Luft in ihren Räumen. Da gilt der Grundsatz: Wenn du nicht ins Museum kommst, so kommt das Museum zu dir. Man kann z. B. am Abstimmungssonntag oder sonst bei einer Gelegenheit einige der schönsten Möbelstücke zeigen und so die Lust erregen, noch mehr Meisterstücke alter Handwerkskunst zu sehen. Fehlt das Museum, so kann man in einem Warteraum der Gemeinde schöne Stiche, Wappen, eine Sammlung von Hauszeichen, Spruchbänder und dergleichen aufhängen. Wer weiß, mancher, der bisher über Zeitverlust des Wartens fluchte, wird den inneren Gewinn einer solchen Viertelstunde der Betrachtung preisen.

Zur Dorfkultur gehört auch die Pflege des Lesens. Nun sind aber die Bücher für unsere Leute unerschwinglich teuer. Da hat nun die Dorfbibliothek in die Lücke zu springen. Dank dem Einsatz von Professor Pieth blüht in Graubünden die Bücherausleihe der Schweizerischen Volksbibliothek. Man sollte aber auch einen Bestand eigener Bücher haben, gute geschichtliche, naturkundliche, allgemein verständliche juristische, medizinische und theologische Werke, besonders aber unsere guten Erzähler und Dichter. Ein Vorleseabend mit einigen gut gewählten Proben aus vier, fünf Büchern könnte die Leselust anregen. Der verdiente Zürcher Sekundarlehrer Fritz Brunner hat es z. B. in einer Zürcher Bauerngemeinde

fertig gebracht, daß die dortigen Buchbestände so eifrig benützt werden, daß jeder Einwohner im Jahre fünf Bücher liest. Das ist für schweizerische Verhältnisse ein hoher Durchschnitt; in Nordeuropa wäre es wenig, wiewohl die Dänen, Schweden und Norweger nicht mehr Zeit zum Lesen haben als wir, aber der Wunsch nach Weiterbildung ist im Norden eben größer, während bei uns der Mann eher zehnmal zum Kartenspiel als einmal zu einem Buche greift. Im Bibliothekwesen können wir von den Angelsachsen vieles lernen. Während sich unsere Bibliothekare in erster Linie als Buchwächter vorkommen, sind sie dort Buchvermittler, und in der sogenannten Freihandbibliothek kann jedermann zu den Regalen treten, damit er nicht einfach nach dem Titel ein Buch bekommt und es daheim enttäuscht weglegt, weil er sich unter dem Titel etwas ganz anderes vorgestellt hat.

Nicht selten sagt man, der Friedhof sei ein Spiegel der Dorfgesinnung. Graubünden hat wunderbare Friedhöfe. Ich denke an die vornehme Stille des Churer Scalettafriedhofes, an die Oberländer Friedhöfe von Trun und Brigels mit den berühmten handgeschmiedeten Kreuzen, an die kleinen Gottesäcker bei Walserkirchlein, wofür der Valser den frommen Ausdruck «Hellig Garta» braucht, oder an den einzigartigen Davoser Waldfriedhof. Pflegen wir die Stätte der Toten! Tragen wir aber auch Sorge zu den Bauten der Lebenden. Wahren wir den Stil! Schützen wir die schönen Gotteshäuser. In der Eidgenossenschaft ist der Sinn dafür neu erwacht, daß die Kunstschatze der Bergtäler zum Reichtum der ganzen Nation gehören und daß man bei der Erneuerung erhaltungswürdiger Bauten helfen soll. Wie hätte z. B. ein armes Bündner Dorf wie Stuls mit 35 Einwohnern sein sehr kleines, aber dank seinen Fresken aus der Zeit um 1300 überaus köstliches Gotteshaus allein erneuern können, wenn die Kosten 40 000 Franken überstiegen! Gewiß sagt man sich, daß frühere Zeiten sogar den Bau aus eigener Kraft besorgten. Waren die Leute zahlreicher? Besorgten sie vieles im Gemeinwerk selbst? War ihnen für das Gotteshaus nichts zuviel an Mühe und an

Mitteln? Ich möchte immerhin der Gemeinde Filisur danken, daß sie ihre Kirche sehr schön erneuert hat und auch das Kirchlein im zwei Stunden entfernten Jenisberg nicht vergaß, obwohl dort kaum ein Dutzend Menschen überwintern.

Unsere Hinweise waren nur eine Auswahl. Ich will zu guter Letzt noch ein Mittel angeben, das ich im Appenzellerland erprobte. Wir nahmen uns vor, die guten Kräfte im Dorf Teufen in eine Dorfwoche zusammenzufassen. Bei unserer Anregung hatte erst eine einzige Gemeinde im Bernbiet einen solchen Versuch gemacht, und wir konnten also nicht auf ermutigende Erfahrungen der Nachbarschaft greifen. Wir mußten die Anlage selber erarbeiten, und das war schon ein Zusammenschaffen, das Gemeinschaft stiftete. In einem kleinen Saal der Kirchgemeinde stellten wir guten Hausrat aus, alte schöne Schriften, Urkunden und Modelle eines berühmten Brückenbauers, der aus der Gemeinde stammte. Ein Kunstmaler schuf freiwillig ein Fries mit den Wappen aller Bürgergeschlechter, das seither das Gemeindehaus ziert, wie überhaupt schöne Stücke der Ausstellung in die Renovation dieses Hauses einbezogen wurden. An zwei Vortragsabenden wurden zwei große Mitbürger in Wesen und Werk geschildert. Der eine war Minister in Berlin gewesen, der andere war der Dichter Robert Walser. Ein Unterhaltungsabend im größten Saale des Dorfes ließ alte Tänze, Lieder und Jodel wieder aufleben. Den künstlerischen Höhepunkt aber bildete ein Kirchenkonzert. Und siehe und höre: die verschiedenen Musikvereine, die sonst nicht immer gut auf einander zu sprechen waren, arbeiteten zusammen, und als die Abrechnung vorgenommen wurde, ergab es sich, daß wir ohne Hilfe der öffentlichen Hand auskamen, ja der Gemeinde zum Ankauf wertvoller Stücke der Dorfkultur noch ein Sümmlen überweisen konnten. Andere Gemeinden werden bei ihrer Dorfwoche andere Wege beschreiten. Eines aber sollte nie übersehen werden: Dorfwochen müssen so weit als immer möglich von den eigenen Leuten bestritten werden. Nicht der große Name eines weithergereisten Red-

ners oder Künstlers zählt, sondern der Einsatz aller Leute guten Willens.

Das Herz des Dorflebens aber soll die Kirche sein. Wie ihr Turm die Häuser überragt, soll auch ihre Botschaft den Weg zur Höhe weisen. Wichtiger als alle Gebräuche sind schließlich die Gebote. Die Kirche wird auch dem Bauer sagen, was sein Stand im Reiche Gottes ist, daß mitunter ein Verzicht auf glänzende Güter des äußeren Lebens wettgemacht wird dadurch, daß der Bauer dem Leben doch näher steht als jeder andere Beruf und daß sein Dasein innerlich reicher ist als das Leben derer, welche glauben, ihr eigentliches Leben beginne erst abends nach dem Pfiff der Fabrik sirene. Gott hat uns reich begabt mit Kraft, mit einer schönen Heimat, mit Mitmenschen in Haus und Gemeinde. Ja, er hat uns auch begabt mit Aufgaben. Leer ist ein Leben erst, wenn es aufgabenlos geworden ist. Auch das Dorfleben ist uns aufgegeben. Es gelten die Worte der Heiligen Schrift: «Einer trage des andern Last», und wir möchten im gemeinsamen Kirchgang bezeugen, daß wir zueinander gehören. Jede Kultur, die nicht im Heiligen gründet und gipfelt, steht in der Gefahr, zu

verflachen, und alle unsere Menschenworte und -werke müssen wir unter das Wort stellen, das ich an der letzten Pfingsten an der Wand der Kirche meiner ersten Bündner Heimatgemeinde Valzeina las: «Land, Land, höre des Herrn Wort!» Und ich schließe mit zwei weiteren Worten, die ich ebenfalls in Bünden las und die sich mir tief einprägten. In der Kirche von St. Peter, bei der sich die Bsatzig versammelt, las ich an einem strahlenden Oktobertage das Bibelwort, das in uns in trüben Stunden aufhellt wie wenige andere: «Gott ist Licht, und in ihm ist keine Finsternis.» Das letzte Wort aber ist kein Bibelwort; es wurde aber an der Heiligen Schrift geeicht. Es steht auf einem Hause zuhinterst im Schanfigg und ist, wie Nachbarn bezeugten, aus tiefem Leid geboren. Ein solcher Hausspruch ist auch ein Stück religiöser Kultur, kann eine Wegleite bedrängter Leute im Dorfe werden:

Verschlungene Wege
Durch Nacht zum Licht,
Alles ist Gnade,
Fürchte dich nicht!

